

haben, an der er die Entwicklung der Kunst durch Jahrhunderte verfolgen konnte. Dies führte ihn ganz besonders auf Münzen und andere Gegenstände der Kleinkunst, und darum schreibt er am 25. Januar 1804 an Wilhelm von Humboldts Gattin über seine Medaillensammlung: »Ich bin bei meiner neuen Bearbeitung Cellinis darauf gekommen; denn da man sich im Norden mit Brosamen begnügen muß, so schien es mir nur möglich, durch Originalmedaillen aus den verschiedenen Jahrhunderten, die doch immer, wie bekannt, sich zur Bildhauerkunst ihrer Zeit anzunähern wußten, irgend etwas Anschauliches über die bildende Kunst zu erhalten, und es ist mir schon sehr, durch Bemühung, Kunst und Glück, gelungen, etwas Bedeutendes zusammenzubringen«. Gerade in diesem Teil, der jetzt in dem für die Sammlungen geschaffenen Anbau des Goethehauses\*) zur allgemeinen Besichtigung vortrefflich aufgestellt ist, kann man verstehen, wie für Goethe diese Objekte der Kleinkunst eine Quelle des ästhetischen Genusses waren und gleichsam das Skelett (l'armature) bildeten, das dem blühenden Fleisch der Unterhaltung und Belehrung zur Stütze diente. Die Kürze, zu der mich die Fülle des Stoffes hier nötigt, verbietet ein tieferes Eindringen auf Goethes Verhältnis zur Medaillenkunst, darum verweise ich den dafür interessierten Leser auf den vortrefflichen Aufsatz des Goetheforschers Dr. Wilh. Bode in Weimar: Denkmal oder Denkmünze?, der in der »Gegenwart« vom 24. Febr. 1900 erschienen ist. Welcher erzieherische Wert in den Gedenkmünzen von guter Ausführung steckt (nicht in den sogen. Suiten-Medaillen, die über einen Leisten geschlagen sind), wird heute noch viel zu wenig erkannt, und ich stimme völlig mit Bodes Worten überein: »Ich gehöre zu den Schwärmern, die Kunstsammlungen in jedes Dorf, jede Schule hineinziehen möchten; Denkmünzen wären gerade für Schulen die brauchbarsten kleinen Kunstwerke«. In der Tat kann man sich kaum ein besseres Hilfsmittel zur Erinnerung an geschichtliche Taten und Ereignisse denken. Als Beispiel — eins von vielen — sei der sogen. Sterbetaler Friedrichs des Großen angeführt, der um einen geringen Preis erhältlich ist. Während die Vorderseite das Bild des großen Königs im Lorbeerkranz zeigt, trägt die Rückseite unter dem Preußenadler die Jahreszahl 1786 und den Buchstaben A, der die Prägestätte Berlin bedeutet, und zwar das A in die Mitte der Zahl gestellt, also 17. A. 86. Wer das Bild dieser Münze sich einmal genau eingepägt hat, wird nie vergessen, daß der Todestag des großen Königs der 17. August 1786 war. Wieviel bietet die Denkmünze im allgemeinen dem gereiften Verstande! Goethe, der weder Schach noch Karten spielte, benutzte seine Sammlung gern, um das Gespräch seiner Gäste von dem Weimarer Stadtplatz abzulenken und auf ein höheres Niveau zu stellen; den größten Genuß aber bereitete es ihm, diese Stücke einem kenntnisreichen Manne, wie etwa dem Geschichtsschreiber Johannes von Müller, zu zeigen und sich über Stoff und Art der Darstellung mit ihm zu unterhalten. Wenn die Direktion des Goethehauses aus den etwa 4000 Stück Medaillen und Münzen Goethes besondere Seltenheiten, wie das Porträt des Herzogs Ercole II. von Este des Benvenuto Cellini, ferner Medaillen des Vittore Pisano und Sperandio in guter Wiedergabe reproduzieren würde, etwa wie in der letzten Jahresgabe der Goethegesellschaft die 20 Zeichnungen alter Meister (Schriften der Goethegesellschaft Band 29, veröffentlicht von Anton Maher und Wolfgang von Dettingen), so geschähe damit den Kunstfreunden und besonders den Münzensammlern gewiß ein Gefallen. Man weiß wie Goethe viele Beziehungen benutzte, um seine Sammlung planmäßig zu vermehren, und wie ihm besonders Joh. Christ. von Mannlich, der Generaldirektor der bairischen Kunstsammlungen in München, behilflich war. Dies leitet zu einer Betrachtung über Goethes Beziehungen zum Kunsthandel, worüber zahlreiche Briefe an Börner und Weigel in Leipzig einigen Aufschluß geben; sie sind in der großen Weimarer Goetheausgabe in den Bänden 46 bis 50 zu finden. Einiges über Goethes Beziehungen zu Joh. Aug. Gottl. Weigel und seinem Sohne Rudolf, der schon fünfzehnjährig in das Geschäft des Vaters eintrat, findet

man in des Freiherrn von Biedermann Werke: Goethe und Leipzig, im 2. Bande Seite 168—174 (Leipzig 1865). Es ließe sich schon aus diesen Quellen manches Interessante über Goethes Art zu sammeln mitteilen. Was ihn bei der Auswahl besonders leitete, war der Qualitätsgedanke, und wenn ihm von befreundeter Seite ein nicht ganz einwandfreies Stück als Geschenk zugegangen war, so ruhte er nicht, bis es ihm gelang, ein fehlerfreies Exemplar im Kunsthandel aufzutreiben. Das ist es besonders, was bei der Betrachtung der Sammlung im Goethehause wohlthuend berührt.

Im Großherzoglichen Museum, das durch die Wandgemälde Prellers zu Homers Odyssee mit Recht berühmt ist (die ganze Anordnung des Saales ist von vollendeter Harmonie), sah ich unter vielem Guten, das ich hier leider nicht erwähnen kann, ein Bild, das man mit einem jetzt üblichen Schlagwort ein Stück Potsdam in Weimar nennen könnte. Es ist ein herrliches Stück, nämlich Menzels großes Gemälde: Begegnung Friedrichs des Großen mit Joseph II. in Reize. Das Bild stammt aus verhältnismäßig früher Zeit Menzels, nämlich aus dem Jahre 1857; es wurde dem Künstler von der Verbindung für Historische Kunst in Auftrag gegeben und fiel später bei der Verlosung\*) an den Großherzog, der es 1909 aus dem Residenzschloß an das Museum überwies. Was an diesem Historienbilde älteren Stils mich besonders fesselte, ist die wundervolle Herzlichkeit, die in den Köpfen der beiden Monarchen zum Ausdruck kommt. Die Szene spielt auf der Treppe des bischöflichen Palais in Reize am 25. August 1769, wo der große König den jungen Kaiser mit seinem Gefolge empfängt. Man kann bei den bundestreuen Beziehungen beider Staaten heute kaum ein zeitgemäßeres Bild nennen.\*\*)

Mittags eine Stunde mit Goethe im Park; ich las in der kleinen Schrift: Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller (Stuttgart 1870, J. G. Cotta). Wie tief manches Wort den Leser berührt, den das Leben von verschiedenen Seiten angepakt hat! Unterm 28. April 1819 heißt es: »Er erzählte, wie er nur noch bei Gewährung seltner sittlicher oder ästhetischer Trefflichkeit weinen könne, nie mehr aus Mitleid oder aus eigener Not«. Plötzlich stand ein Erlebnis aus alter Zeit vor meinem geistigen Auge. Ein halbdunkles Kontor, über das Pult gebeugt ein alter Mann, mein Vater. Durch allzu große Hilfsbereitschaft und oft getäushtes Vertrauen war sein vormals beträchtliches Vermögen zusammengeschmolzen, während die selbstgewählten Verpflichtungen, besonders Verwandtenunterstützungen, gewachsen waren. Bei der Durchsicht alter Papiere hatte er einen vergilbten Schuldschein gefunden über einige hundert Taler, der bereits mehr als dreißig Jahre im Schrank geruht hatte. Der Schuldner war in Armut und Sorge gestorben, aber sein damals noch junger Sohn war inzwischen in Berlin zu großem Vermögen gelangt. So entschloß sich mein Vater, diesem Manne zu schreiben, ihn an die uneingelöste Schuld des Vaters zu erinnern und den rechtlich wertlosen Schein beizulegen. Nach wenigen Tagen kam ein Geldbrief an, der jedoch nicht den Betrag des Wechsels enthielt, sondern mehrere Tausend Mark, und zwar eine ungerade Summe mit einem Bruchteil einer Mark. Dem Gelde lag ein freundliches Schreiben des Absenders bei, in dem er mit Worten kindlicher Pietät für den seinem Vater einst erwiesenen Dienst dankte und, indem er seiner Freude Ausdruck gab, diese Schuld nach so vielen Jahren tilgen zu können, um Annahme der Summe bat, zu der nach genauer Berechnung der Schuldbetrag Zins auf Zins angewachsen war. Deutlich erinnere ich mich, wie mein Vater den Brief, nachdem er ihn lange gelesen, wortlos herübergab, sich abwandte und weinte. Ich verstand ihn; es war nicht die Bewegung über das unvermutet erhaltene Geld (denn das hat er nach seiner heillosen Gewohnheit, mit der ich jedoch nicht rechten will, bald wieder verschenkt), vielmehr war

\*) Also für den Jahresbeitrag von 150 Mark. Das Bild hat meiner Schätzung nach heute einen Wert von 60—80 000 Mark.

\*\*) Man vergleiche übrigens hierzu Reinhold Kofers: König Friedrich der Große, im 2. Bande S. 457. Der alte König hat den jugendlichen Kaiser damals sehr liebenswürdig beurteilt, dieser aber schrieb an seine Mutter Maria Theresia, verstimmt über den geringen Erfolg der Zusammenkunft: »Ein Genie und ein Mann, der bewundernswert spricht, aber jede seiner Äußerungen verrät den fourbe«.

\*) Vgl. den illustrierten Aufsatz von Dr. Kroeber, Der Erweiterungsbau des Goethehauses in Weimar im neuesten (Juni-)Heft von Westermanns Monatsheften.